

Ankunft

Ich spürte sofort, dass etwas anders war als sonst; etwas, das mich zutiefst beunruhigte.

In meinem Bett, in dem ich vor einiger Zeit das Fuß- mit dem Kopfende vertauscht hatte, weil es mir dann doch bequemer erschienen war, war es eben noch kuschlig wie immer gewesen; doch plötzlich vermeinte ich eine Art Erdbeben zu verspüren.

Meine Zimmerwände bewegten sich auf mich zu und begannen, mein kleines Nest zusammenzudrücken; das konnte nur ein Albtraum sein!

Ich war nicht in der Lage zu schreien, aber ich spürte, wie Adrenalin meinen Körper durchflutete; und jetzt war ich hellwach!

Da – schon wieder ein Beben; schon wieder der Druck, den auch mein Bettnestchen kaum noch abmildern konnte. Nein, das war kein Traum – ich kannte meine Träume! Sie waren Kompositionen aus all den Sinnesindrücken, mit denen ich meine Umwelt wahrnahm; alles, was ich sehen, hören, schmecken und fühlen konnte. Ich bevorzugte die leisen, in denen ich sanfte Stimmen und melodische Töne vernahm; und der Geschmack von Süßem passte perfekt dazu. Diese Elemente formierten sich, wenn ich schlief, zu wunderbaren, kleinen Begebenheiten in einer surrealen, zartrosa schimmernden Parallelwelt.

Doch da gab es auch noch die, die ich überhaupt nicht mochte, solche mit lauten Geräuschen und heftig hämmernden Schlägen, die mir großes Unbehagen bereiteten, und bei denen ich einen Geschmack im Mund verspürte, den ich so gar nicht liebte.

Auf einmal fiel das bekannte rosafarbene Licht in mein Zimmer, in dem es gerade eben noch dunkel gewesen war, und ich hörte von draußen die Stimme meiner Mutter panisch schreien: „Wir müssen jetzt sofort los!“

Mein Vater antwortete etwas, das ich nicht genau verstehen konnte. Es sollte wohl beruhigend klingen, aber dabei hatte seine Stimme eine so unnatürliche Tonlage, dass mir sofort klar wurde, dass auch er in Wirklichkeit Angst hatte. Und wenn schon mein Vater Angst hatte, dann hatte ich wahrhaftig allen Grund, mir selbst die größten Sorgen zu machen!

Draußen wurde es immer hektischer, und ständig musste ich neue Beben über mich ergehen lassen!

Dann wurde es schlagartig noch heller, und ich vernahm Stimmen, die ich noch nie zuvor gehört hatte.

Obwohl ich von meinem gewohnten Biorhythmus her jetzt eigentlich tief und entspannt hätte schlafen können, war ich wegen dieser ungewohnten und unheimlichen Vorkommnisse so wach und aufgereggt wie niemals zuvor in meinem Leben.

Auf einmal vernahm ich ein merkwürdiges Geräusch, und meine warme Decke entglitt mir. Dann gab es einen Ruck, und ich rutschte ganz an den unteren Bettrand, während mich zusätzlich ein weiteres Beben mit Macht dagegen drückte.

Das war sehr unangenehm, aber ich konnte mich dieser ungeheuren Kraft nicht entziehen.

Da bemerkte ich am Bettende eine Öffnung, die immer größer wurde. Wieder und wieder wurde ich mit meiner Stirn dagegen gepresst; überhaupt kam Druck von allen Seiten. Auf einmal schoben sich erst mein Kopf und dann mein Körper hindurch, und ich bemühte mich, meinen Kopf so zu bewegen, dass er dabei mög-

lichst keinen Schaden nahm. Nachdem ich das geschafft hatte, glaubte ich, dass jetzt alles vorbei wäre.

Doch da rollte bereits die nächste Erdbebenwelle heran und kurz darauf eine weitere.

Jedes Mal, wenn ich eine solche Welle spürte, wurde ich erneut gegen einen Widerstand gepresst. Dann verlangsamte sich mein Herzschlag, und meine Mutter gab Geräusche von sich, die ich noch nie von ihr gehört hatte - eine Mischung aus Schreien, Wimmern und Stöhnen. All das machte mich fast verrückt vor Angst!

Plötzlich bemerkte ich selbst durch meine geschlossenen Augenlider eine ungewohnte Helligkeit.

Gleich darauf war es wieder dunkel, und weiterer Druck wurde auf mich ausgeübt - würde das denn nie aufhören? Doch schon drang erneut Licht zu mir, und jemand packte mich sehr unsanft erst am Kopf, dann nacheinander an beiden Schultern und zog mich so hinaus in eine helle Kälte. Ich hatte es geliebt, zu sein; aber jetzt fror ich und konnte die Helligkeit und die ungewohnt hohen und lauten Geräusche kaum ertragen. Vorsichtig öffnete ich meine Augen.

Das erste Gesicht, das ich in meinem Leben erblickte, hatte einen furchteinflößenden Ausdruck und gehörte zu der Frau, die mich noch immer festhielt. In unfreundlichem Ton sagte sie laut: „Sie atmet nicht!“

Natürlich atmete ich nicht!

Ich war bisher hervorragend ohne jedwede Atmerei zurechtgekommen und sah überhaupt keinen Grund darin, jetzt auf einmal damit anfangen zu wollen. Ohnehin wollte ich endlich wieder nach Hause zurück - dorthin, wo alles dämmriger, wärmer, leiser und sanfter war, wo es gluckerte und im Rhythmus rauschte und es niemanden kümmerte, ob man atmete oder nicht.

Hier würde ich auf jeden Fall nicht bleiben!

Doch schon stand ein Mann in einem weißen Kittel da und hob mich an den Füßen hoch; und als ich nun in dieser entwürdigenden Position hing und das Gefühl hatte, mein Kopf könnte jeden Moment platzen, schlug er mir mit seiner flachen Hand auf meinen nackten Po.

Ich war entsetzt und gedemütigt, und mein zart behäutetes Hinterteil brannte. Und so tat ich unfreiwillig doch den ersten Atemzug meines Lebens in einer mir unbekanntem und wenig verheißungsvoll erscheinenden Welt, um meine Empörung und meinen Protest ob dieser schlechten Behandlung herausschreien zu können.

Mit zufriedenen Gesichtsausdruck wandte sich der Weißbekittelte von mir ab und rief jemandem, der sich hinter mir befand, zu:

„Herzlichen Glückwunsch, Frau Blum, Sie haben ein Mädchen.“

Moni Mauerblümchen

Der Brief steckt an einem ganz normalen Dienstag in meinem Briefkasten. Er ist hellgrau, trägt als Absender einen Stempel meiner ehemaligen Schule, und im Sichtfenster ist meine Adresse zu lesen:

Frau Pia M. Blum, Straße mit Hausnummer, Postleitzahl und mein jetziger Wohnort.

Die Schule habe ich vor über vierzig Jahren verlassen und bin seither mehrmals umgezogen. Aber ich habe noch losen Kontakt zu drei ehemaligen Klassenkameradinnen, die meine jetzige Adresse wahrscheinlich weitergegeben haben. Dass mein zweiter Vorname nur mit „M.“ abgekürzt und der dritte einfach ignoriert worden ist, stört mich nicht - im Gegenteil.

Nach meiner Scheidung vor zwanzig Jahren hatte ich meinen Mädchennamen wieder angenommen. Wirklich toll hatte ich den zwar noch nie gefunden; keinesfalls aber hätte ich meinen Ehenamen weitertragen wollen!

Meine Töchter hatten den Familiennamen behalten, bis sie, beide ziemlich jung, mit einundzwanzig und mit zwanzig Jahren geheiratet und die Nachnamen ihrer Ehemänner angenommen hatten.

Davon einmal abgesehen jedoch sind meine Mädchen sehr unterschiedlich.

Die Hochzeit von Julia, der Jüngereren, war erst vor einem Jahr gewesen; ein schönes, großes Familienfest, bei dem mir erneut und schmerzhaft klar geworden war, dass ich es bisher immer noch nicht geschafft hatte, selbst wieder zu heiraten. Und Katharina, „die Große“, hatte sich zwei Jahre zuvor in einem dagegen vergleichsweise bescheidenen Rahmen trauen lassen.

Überrascht hatte mich die Unterschiedlichkeit der beiden Hochzeiten nicht: Mein „Julchen“ war schon immer eine Prinzessin gewesen, die den großen Bahnhof liebte, während Katharina viel rationaler, pragmatischer und in allem auch viel puristischer war.

Beide haben auch etwas von mir: Katharina das ewig Analytische und Julia den Hang, alles verschönern zu wollen. Nur komme ich mit meiner „Kleinen“ besser aus, weil sie mich in meinem Bestreben, möglichst jung

und attraktiv auszusehen, tatkräftig mit Schönheitstipps unterstützt.

Kathi dagegen will mir ständig klar machen, dass mein Jugendwahn und meine Suche nach einem Ehemann allzu offensichtlich und damit peinlich seien und ich mein Geld und meine Energien lieber in sinnvollere Tätigkeiten stecken solle.

Das kränkt mich ein wenig; habe ich doch bisher fast 35 Dienstjahre Staatsdienst abgeleistet und für das erste Vierteljahrhundert davon sogar eine Urkunde erhalten, zwei Kinder in die Welt gesetzt und fast alleine großgezogen und einige meiner „besten Jahre“ damit verbracht, einen Taugenichts auszuhalten, der mich zum Dank belogen und betrogen und mir nach unserer Trennung nicht einmal Unterhalt gezahlt hat! Hatte ich mir nicht ein bisschen Anspruch auf ein „süßes Leben“ verdient?

„Du hast kein süßes Leben, Mama“, pflegt mir meine Große während solcher Diskussionen dann immer wieder unbarmherzig klarzumachen, „du machst dir was vor. Was soll denn ‚süß‘ daran sein, sich in deinem Alter, an der Grenze zur Peinlichkeit aufgetakelt, in irgendwelchen Spelunken die Nächte um die Ohren zu schlagen und dabei auch noch einen Haufen Geld zum Fenster rauszuwerfen?“

„Ich werde oft eingeladen“, versuche ich mich in solchen Fällen, meines bereits verlorenen Postens durchaus bewusst, zumindest um der Ehre willen zu verteidigen. Dann verdreht Kathi in der Regel die Augen, weist manchmal noch darauf hin, dass sich seriöse, „heiratbare“ Männer mitnichten in solchen Etablissements herumtrieben, und schon fühle ich mich wieder schlecht. Aber was sollte ich denn sonst machen?

Auf kulturellen Veranstaltungen befinden sich in der Regel hauptsächlich Frauen „im besten Alter“, sieht man mal von den wenigen männlichen Exemplaren ab, die von deren Partnerinnen -und das von Seiten der Männer aus auch nicht immer ganz freiwillig- mitgebracht worden waren. Und manchmal gibt es auf Vorträgen oder Lesungen, die nicht von einer Frau gehalten werden, auch noch einen smarten Referenten. Der bleibt aber in der Regel anschließend nur so lange da, bis er eine für ihn ausreichende Menge an handsignierten literarischen Erzeugnissen aus eigener Herstellung verkauft hat. Auf Vernissagen kann ich wenigstens noch ein paar lauwarme Gratis-Getränke ergattern, aber leider keine Männer, die sich für den Intellekt einer „Endfünfzigerin“ interessieren. Konzerte und Theater sind richtig teuer; und die Chancen, dort einen gebildeten, ungebundenen und gutaussehenden Mann für mich interessieren zu können, gehen gegen Null. Und über die Misserfolge mit meinen Zeitungsinserten, in denen ich als „intelligente, humorvolle und warmherzige ‚Best Agerin‘ einen adäquaten Wegbegleiter“ suche, will ich gar nicht erst sprechen.

„Du nimmst das Thema viel zu wichtig“, sagt meine Große dann, „entspann dich lieber und warte ab; und warum willst du eigentlich überhaupt noch einmal heiraten?“ Etwas erleichterter bin ich dann, wenn Julia mich nach solchen Standpauken in den Arm nimmt und lacht: „Lass sie doch reden, Mama, sie ist halt unser Moralapostel. Tu einfach, was dir Spaß macht, und denk nicht so viel darüber nach!“

Aber genau das ist mein Problem: Ich kann überhaupt nichts machen, ohne mein Handeln ununterbrochen zu reflektieren.

Und wenn ich ehrlich bin, hat das viele Ausgehen für mich auch nichts mit „Spaß“ zu tun, sondern soll eine Funktion erfüllen, was es anstrengend macht und Stress für mich bedeutet. Normalerweise würde ich mittlerweile alles Laute, Grelle, Enge und Hektische eher meiden und nach Feierabend und an den Wochenenden viel öfter einfach nur meine Beine hochlegen und es mir gutgehen lassen.

Im Vergleich zu den Menschen, die gerne Events besuchen, sportlich oder im Rahmen eines Hobbys aktiv sind, verfüge ich über einen ausgeprägten Hang zur Ereignislosigkeit!

Ein Jahr nach ihrer Eheschließung hat Kathi meinen ersten Enkel zur Welt gebracht, Magnus. Er ist ein richtig süßer Kerl mit fast weißblonden Locken und strahlend blauen Augen, aus denen bereits der Schalk hervorblitzt. Als Säugling wurde er oft von seinem Vater Matthias, einem aufstrebenden Junganwalt, stolz in einem gewebten Stoffbeutel herumgetragen; und auf Julias Hochzeit krabbelte er schon herum und zog sich überall hoch, was seine Eltern ziemlich in Atem hielt.

Ich habe ihn wirklich gerne und nehme ihn ab und zu mal für ein paar Stunden; insbesondere, seit mich eine Spaziergängerin, als ich ihn mal mit dem Buggy draußen herumkutschiert habe, gefragt hat, ob ich die Mutter des Kindes sei. Aber ich bin auch froh, wenn Kathi ihn dann wieder abholt.

Meine Vornamen habe ich übrigens nie gemocht, abgesehen von meinem Rufnamen Pia. Warum hatte es nicht einfach dabei bleiben können? Diesen Namen habe ich von meinem Großvater mütterlicherseits geerbt, der nach Papst Pius, dem Zehnten, benannt worden war. Nach meiner Geburt wurde dann als Rufname flugs eine Pia draus, was mir persönlich schon gereicht hätte;

doch hat mich damals niemand nach meiner Meinung gefragt! Vielleicht war dem Pfarrer, der meine Taufe vornehmen sollte, der modifizierte Papstname nicht klangvoll genug, vielleicht wollte er ihn auch nicht für ein Mädchen gelten lassen. Und so drängte er auf den „Beivornamen“ Maria, der seit jeher bei der Veredelung von Vornamen gute Dienste geleistet hat - auch bei Männern.

Pia Maria - man könnte meinen, dass es nicht schlimmer hätte kommen können; doch weit gefehlt!

Kurz vor dem Tauftermin meldete auch meine Großmutter väterlicherseits Ansprüche an, indem sie darauf bestand, an meine bereits beschlossenen Vornamen noch einen weiteren, nämlich „Monika“, anzuhängen. Tatsächlich hätte sie selbst sehr gerne eine Tochter dieses Namens gehabt.

Natürlich waren die Methoden einer kontrollierten Familienplanung zu ihrer Zeit noch überschaubar und auch nicht besonders erfolgreich gewesen. Dennoch wurde immer vermutet, dass der Wunsch nach einem Mädchen der eigentliche Grund dafür war, dass sie sich den Strapazen von fünf Geburten ausgesetzt hatte, von denen sie die ersten beiden den verletzungsbedingten Fronturlauben meines Großvaters im ersten Weltkrieg zu verdanken gehabt hatte.

Doch das Schicksal hatte es anders gewollt und ihr fünf prächtige Jungen geschenkt, von denen mein Vater der jüngste und ihr geliebtes und besonders verwöhntes Nesthäkchen war. So war es auch nicht verwunderlich, dass der meiner Omi den Herzenswunsch nicht abschlagen mochte, weswegen ich fortan als Pia Maria Monika Blum aufwuchs und nahezu meine gesamte Kindheit und Jugend damit aufgezogen wurde.

Wenn wir draußen oder im Schulhof in der Pause spielten, tanzten die anderen Kinder oft um mich herum und sangen mit der Melodie von „Ringel, Ringel, Reihe“ „Piiia Mariiii!“ Irgendeiner fing immer damit an und die anderen stimmten mit ein.

Erst als ich aufs Gymnasium in die Stadt kam, hatte der Spott mit meinen beiden ersten Vornamen endlich ein Ende. Doch ich besaß ja noch einen dritten, der sich in Kombination mit meinem Familiennamen etwas später als fatal erweisen sollte.

Nach der Grundschule hatte meine Mutter uns vier nach und nach auf Privatschulen geschickt, die schon damals die Vorteile eines beaufsichtigten Mittagessens und einer ebensolchen Hausaufgabenbetreuung anboten, was sie hinsichtlich ihres eigenen Erziehungsauftrages enorm entlastete. Irgendwann erfuhr ich, dass mein Vater nach der Scheidung von unserer Mutter diesen nicht ganz billigen Service samt Privatschulgeld komplett finanzierte, was mich lange Zeit wunderte, da er sich das als einfacher Beamter im Öffentlichen Dienst eigentlich kaum hätte leisten können. Doch er erwähnte einmal, dass er für diese Kosten über ein „geheimes Sonderkonto“ verfügen würde; womit ich mich fürs Erste zufriedengegeben hatte.

Aufgrund der freien Trägerschaft meiner Schule gab es dort auch noch die alten lateinischen Bezeichnungen für die Klassenstufen, die bei den meisten öffentlichen Schulen, von den humanistischen Gymnasien einmal abgesehen, bereits abgeschafft worden waren. Und so geschah es in der Sexta, dass meine Klassenlehrerin auf meine starke Kurzsichtigkeit aufmerksam wurde, woraufhin ich umgehend eine Brille mit dicken Gläsern, Typ Kassengestell, erhielt.

Als ich das erste Mal damit meine Klasse betrat, schrien die anderen vor Lachen, und ab da war ich die „Brillenschlange“. Zwar war ich nicht das einzige Mädchen mit einer solchen Sehhilfe, aber meine erschien mir mit Abstand die auffälligste und hässlichste zu sein. Viele Jahre lang gab ich meinen unförmigen Augengläsern die Schuld daran, dass sich kaum ein Junge für mich interessierte; und ich sparte lange, bis ich mir ein modernes, leichtes Gestell leisten konnte - und irgendwann auch meine ersten Kontaktlinsen.

In der Untertertia verguckte ich mich in einen Jungen namens Georg, der eine Klassenstufe über mir war. Immer wieder drückte ich mich in der großen Pause in seiner Nähe herum, und einmal wagte ich mich noch etwas weiter vor als sonst. Ich schickte sehnsuchtsvolle Blicke in seine Richtung, doch ein paar andere Jungs aus seiner Klasse standen um ihn herum und versperrten mir den direkten Zugang zu ihm.

Als er mich schließlich doch erblickte, rief er –wohl auch, um vor den anderen als möglichst cool dazustehen- spöttisch: „Guckt mal, da kommt ‚Moni Mauerblümchen‘!“

Seine Klassenkameraden grölten vor Begeisterung, und ab jenem Moment bescherte mir diese Alliteration erneut über eine längere Zeit Schmach und Demütigungen. Das Stigma „Moni Mauerblümchen“ verfolgte mich bis in die Oberstufe; und die Erinnerung daran schmerzte auch noch lange danach, als ich längst erwachsen und einfach nur noch Pia Blum war.-

Ich habe den Briefumschlag aufgerissen und entfalte das ausgedruckte Schreiben. Meine alte Schule feiert Jubiläum und lädt ehemalige Schüler*innen und Lehrer*innen herzlich zu einem großen Empfang mit Vorführungen und einem kalten Buffet, sowie die Möglich-

keit, die eigenen ehemaligen Unterrichtsräume zu besichtigen, ein; um Antwort wird gebeten.

Meine alte Schule – wie lange ist das her. Vor wenigen Monaten bin ich sechzig Jahre alt geworden – sechzig!

Nur noch wenige Jahre, dann werde ich der Schule, an der ich lange Zeit als Hauptschullehrerin tätig gewesen war, adieu sagen und meinen Ruhestand antreten.

Als ich selbst noch Schülerin war, hätte ich mir nie vorstellen können, dass ich überhaupt jemals ein derart greisenhaftes Alter erreichen würde!

Dann habe ich studiert, das Referendariat gemacht und mich in meinem Leben und meinen ersten Anstellungen ausprobiert. Mit Anfang Dreißig hörte ich auf einmal meine biologische Uhr ticken und machte mich auf die Suche nach einem Ehemann. Doch das erwies sich als gar nicht so einfach, da ich schon ein wenig den Zug verpasst zu haben schien.

Während meiner Ausbildung hatte ich aufgrund meines Hauptfachs Mathematik noch reichlich Kontakt zu jungen Männern gehabt; aber die meisten hatten dann nach und nach geheiratet und waren von der Single-Bühne verschwunden.

Plötzlich befiel mich die Sorge, dass das Leben bereits dabei war, an mir vorüberzuziehen. Und so entschloss ich mich dazu, mich in einen ein paar Jahre älteren Friseurmeister im Nachbarort zu verlieben.

Der hatte mir, als ich an einem dieser schlechten Tage eher zufällig in seinen Laden gestolpert war, eine traumhaft voluminöse Dauerwelle in meine müden Spaghetti-Strähnen gezaubert und dabei geduldig und voller Verständnis meinen Erzählungen gelauscht. Um mich aufzumuntern, spendierte er mir im Anschluss daran noch das „Luxus-Beauty-Paket“ mit Gesichts-

kosmetik, Maniküre und Tages-Make-up, und zwei Jahre später waren wir verheiratet.

Doch die Dinge liefen schlecht, und irgendwann war mein Mann weg.

Nachdem einige Zeit vergangen war und ich mich neu orientiert hatte, habe ich immer wieder versucht, einen neuen Lebenspartner zu finden. Zunächst sollte es auch ein Papa für meine Mädchen sein, doch gerade die Existenz meiner Kinder hat potentielle Interessenten oft abgeschreckt. Natürlich lernte ich weitere Männer kennen und habe mich auch immer mal wieder mit einem von ihnen eingelassen; aber bis zum heutigen Tag war nie einer dabei gewesen, mit dem eine dauerhafte Beziehung möglich gewesen wäre.

Nach dem Auszug meiner Mädchen gab ich unsere Vierzimmerwohnung am Stadtrand auf und mietete mir eine mit zwei Zimmern, einer schönen, großen Wohnküche und einem traumhaften Balkon, von der aus auch meine Töchter in nur einer Viertelstunde mit dem Auto zu erreichen sind.

Julia ist in meine Fußstapfen getreten und studiert Pädagogik, wo sie sich für die langen Tage an der Uni an ihrem Studienort, der zwei Autostunden entfernt ist, ein kleines Zimmer in einer WG gemietet hat. Ihr Mann Sven ist bereits verbeamteter Lehrer in Vollzeit, was in finanzieller Hinsicht für das Studium meiner Tochter hilfreich ist und mich somit ebenfalls entlastet.

Katharina hatte die Schule nach der zehnten Klasse verlassen und eine Lehre als Fotografin absolviert, obwohl ich zunächst nicht verstanden hatte, warum ausgerechnet sie mit ihrem analytischen Verstand nicht hatte studieren wollen. Doch die Wahl ihres Ausbildungsberufs stellte sich für meine älteste Tochter schon bald als Glücksgriff heraus:

Kathi bewies als Fotografin großes Talent, nahm schon während ihrer Lehre mehrfach an Ausstellungen teil und konnte dabei auch einige Preise einheimen.

Dadurch machte sie sich einen Namen; und als sie bereits schwanger war, bekam sie sogar das Angebot, zusätzlich zu ihrer Anstellung ein Buch mit ihren Bildern zu illustrieren. Diese Arbeit, die sie gleichermaßen mit Leidenschaft und Gewissenhaftigkeit noch vor dem Geburtstermin fertigstellte, erhöhte ihren Bekanntheitsgrad noch. Und sobald Magnus einen Kindergartenplatz bekommt, will sie so schnell wie möglich wieder in ihren Beruf zurückkehren.

Seit meine Mädchen aus dem Haus sind, bin ich nahezu süchtig danach geworden, meine Wohnung nur noch perfekt gestylt zu verlassen. Denn eines möchte ich nie wieder sein:

„Moni Mauerblümchen“!

Erinnerungen

In den letzten Tagen vor der Schulfeier habe ich in alten Fotoalben gestöbert und Schuhkartons durchwühlt, wobei einige Erinnerungsstücke ans Tageslicht befördert worden sind. Da ist zum Beispiel mein altes Poesiealbum, das ich noch bis zur Quarta geführt habe; ab der Mittelstufe hatten derartige Reminiszenzen als „uncool“ gegolten. (...)

„In allen vier Ecken soll Liebe drinstecken!“, dieser Text stammte, zusammen mit einer großen, pinkfarbenen

Rose, auf der goldenen Glitzerpartikel schimmerten, von meiner Freundin Susanne, mit der ich mich von Anfang an am besten verstanden hatte. Gemeinsam hatten wir die auf dem Schulgelände verbotenen Shorts unter unsere Miniröcke, die wiederum erlaubt waren, angezogen; und in der großen Pause wanden wir uns auf dem Schulhof aus den Röcken heraus, um den anderen mit unserer verbotenen Kluft zu imponieren.

Doch schon bald hatten wir viele Nachahmerinnen und die Sache ihren Reiz verloren. Später kam Susi auf die Idee, das ebenfalls verbotene „Klick-Klack-Spiel“ auf den Hof zu schmuggeln; doch bereits am ersten Tag wurden wir aufgrund des lauten „Klick-Klacks“ der schweren Kugeln erwischt und mussten nachsitzen, was uns den Spaß gleich wieder verdarb.

„Lebe glücklich lebe froh wie der Mops im Haferstroh dein Klaus“ – dieser Spruch war tatsächlich von einem Jungen, mit dem ich in der Unterstufe meine Leidenschaft für Mathematik und mein Unverständnis für den Gebrauch von Satzzeichen geteilt habe.

Und in einem alten Fotoalbum entdeckte ich ein Klassenfoto, das unmittelbar nach unserer Einschulung auf das Gymnasium geschossen worden war.

Meine Güte – diese Frisuren: Neben den damals beliebten Flechtzöpfen gab es noch die Dutte, die mitten auf dem Kopf platziert wurden; aber auch weiße Nylonbänder, die lange Mähnen aus dem Gesicht hielten, sowie die damals beliebten geflochtenen und dann mit weißen Schleifen oder Haarspangen in Kirschform doppelt zusammengebundenen „Affenschaukeln“.

Und dann diese Klamotten: Falten-, Häkel- und Strickröcke; gekrönt von Strickstrumpfhosen oder deutlich schickeren, weißen Kniestrümpfen, die aber ständig herunterrutschten!

Bei den Jungs gab es eindeutig eine Tendenz zur praktischen Lederhose mit Latz, ansonsten herrschten Stoff- oder Cordhosen, kombiniert mit Hemden, teilweise schon mit gestreiften Polyacryl-Pullundern oder selbstgestrickte Pullis vor. Jeans und T-Shirt hatten sich als Schuluniform noch nicht durchgesetzt.

Und da bin ja auch ich, direkt neben Susi; sie trägt einen hübschen, weißen Rollkragenpullover zum Faltenrock in schwarz-weißem Pepita-Karo und ich ein von meiner Mutter genähtes, geblümtes Hängerchen mit einer Tasche auf dem Bauch, das aussieht wie ein Kittelschurz! Schnell lege ich das Album wieder zur Seite.

Dann fällt mir eine gelbe, leicht zerfledderte DIN A 5-Kladde in die Hand, auf der „Meine Abschlußklasse“ (ebenfalls noch in alter Rechtschreibung) steht. Neugierig schlage ich sie auf und erinnere mich wieder:

In den letzten Wochen vor Ausgabe des Abiturzeugnisses hatten wir ein regelrechtes Wettrennen damit veranstaltet, so viele Klassenkameradinnen und -kameraden, Lehrerinnen und Lehrer wie möglich in eigens dafür angeschafften Kladden hineinschreiben zu lassen. Und auch, wenn diese Heftchen von ihrer Funktion her stark an die einst so verpönten Poesiealben erinnerten, so wirkten sie aufgrund ihrer unkonventionellen Form und der eher spontanen Einträge, bei denen man nicht mehr zuvor Hilfslinien mit Lineal und Bleistift ziehen musste, die anschließend wieder wegradiert wurden, lässiger und somit viel cooler.

Mein Exemplar ist ziemlich vollgekritzelt, und ich schaue mir eine Seite nach der anderen an. Meine Klasse hat sich mit mehr oder weniger witzigen Sprüchen und Zeichnungen darin verewigt; einige wenige haben sogar Fotos hineingeklebt. Ach, und guck mal: der Georg hat hineingeschrieben. Das war doch der, in den

ich mal verknallt gewesen war, und der mich „Moni Mauerblümchen“ genannt hat. Und später ist der sitzengeblieben und in meiner Klasse gelandet, und dann war Schluss mit der großen Klappe. Beim Gedanken daran empfinde ich noch über vierzig Jahre später eine gewisse Schadenfreude darüber.

Susi schwört mir „ewige Treue und Verbundenheit“; tatsächlich ist sie wie ich direkt nach dem Abi weggezogen, und ich habe nie wieder etwas von ihr gehört. Aber hier: Gabi und Iris, das sind die beiden, zu denen ich auch heute noch immer wieder mal Kontakt habe, zusammen mit Sabine, die erst in der Oberstufe zu uns gestoßen war. Ich blättere weiter; da tauchen die Einträge der Lehrer auf.

(...)

Noch viel unrühmlicher hatte sich meine Karriere im Fach Sport entwickelt. „Liebe Pia, bleiben Sie immer hübsch in Bewegung! Das wünscht Ihnen Rosalinde Kleinschmidt.“ Irgendwie rührend, denke ich. Dabei ist Fräulein Kleinschmidt im Sportunterricht der Oberstufe wahrscheinlich ständig an mir verzweifelt. Ob Geräte- turnen oder Leichtathletik - für nichts hatte ich einen Sinn. Der Barren jagte mir solchen Respekt ein, dass mich immer zwei Hilfestellungen in den Felgaufschwung hinaufhieven mussten - ansonsten wäre ich unten geblieben. Auf dem Bock landete ich trotz des Absprungs auf einem Sprungbrett höchstens auf den Knien. Einmal stieß ich aber auch so heftig dagegen, dass er, samt eines verzweifelten Fräulein Kleinschmidts, die -bereit, ihre Rolle als Hilfestellung bei mir persönlich zu übernehmen- dahinterstand, umkippte.

Während das Turngerät einfach wieder aufgestellt werden konnte, musste unsere Sportlehrerin in der Notauf-

nahme des Krankenhauses ambulant behandelt und anschließend zwei Wochen lang vertreten werden.

Im Bodenturnen war die „Rolle vorwärts“ so ziemlich die einzige Übung gewesen, die ich, gerade noch so, zustande brachte. Und im Schwimmunterricht, den wir in der Sexta noch hatten und für den wir durch die halbe Stadt bis ins nächste Schwimmbad laufen mussten, hatte ich meiner damaligen Lehrerin Frau Jakobi glaubhaft klarmachen können, dass ich des Schwimmens nicht mächtig war.

Das war gelogen, denn bereits mit vier Jahren hatte ich mich wie ein Fisch im Wasser bewegen können. Aber seit ich beim Baden im Baggersee bei einem Schlauchbootunglück unter die gekenterte Nussschale gelangt war und dort in den Sekunden bis zu meiner Rettung Todesängste ausgestanden hatte, hatte ich mich fortan geweigert, jemals wieder mit dem Kopf unter Wasser zu kommen. Bis zum heutigen Tag schließt das für mich Aktivitäten wie das Tauchen, das ins tiefe Wasser-Springen sowie das Haarewaschen direkt unter der Dusche für mich aus.

Und so mussten meine Eltern diesen wichtigen hygienischen Akt fortan zu zweit vornehmen: Meist bog meine Mutter, die im Waschen längerer Haare mehr Routine besaß, während ich in der Badewanne saß, meinen Kopf so weit wie möglich nach hinten, brauste dann mit der linken und wusch mit der rechten Hand. Meinem Vater wiederum, der rechts neben ihr hockte, oblag die Aufgabe, dabei mit der rechten Hand meinen Nacken zu stützen und mit der linken und jeder Menge Gästehandtücher meine Ohren, Augen und Nase vor den von mir so gefürchteten Wassereinbrüchen zu schützen.

Da ich als Hochsensible auf die Welt gekommen war, konnte ich mir in dieser Situation so mein angeborenes

Gespür für die Gefühle und Schwächen anderer zunutze machen.

So war mir durchaus bewusst, dass mein Vater fürchterlich darunter litt, dass er seine einzige Tochter aufgrund einer Unachtsamkeit beim Gummibootfahren beinahe ins Jenseits befördert hatte; und meine Mutter ließ keine Gelegenheit aus, ihn daran zu erinnern.

Sie wiederum entdeckte während dieser Betätigung ganz plötzlich die besorgte Übermutter in sich, der nichts wichtiger zu sein schien als die Sorge um ihr Kind, was die Untat meines Vaters noch dramatischer erscheinen ließ.

Und dass sie es genau darauf angelegt haben muss, erklärt sich für mich dadurch, dass es für mich ansonsten keine weitere Situation gab, in der ich so viel fürsorgliche Zuwendung von ihr erfahren durfte. Und so konkurrierten meine Eltern ab diesem Zeitpunkt beide in vermeintlich trauter Zweisamkeit darum, im Akt des Haarewaschens ihrer Tochter das Maximum an elterlicher Verantwortung zukommen lassen zu können.

Doch leider war es mit dieser Premium-Behandlung vorbei, als sie sich scheiden ließen. Wir Kinder blieben bei unserer Mutter, die fortan niemandem mehr etwas hinsichtlich der oben genannten Eigenschaft beweisen musste.

(...)

Aber dank meiner Kreativität konnte ich zumindest im Schwimmunterricht das gesamte fünfte Schuljahr lang einfach nur entspannt dabei zusehen, wie sich meine Klassenkameraden für den Erhalt der Frei- und Fahrtenschwimmer-Abzeichen abstrampelten und dabei sogar -mit zugehaltener Nase- einen waghalsigen Sprung vom Ein-, beziehungsweise Dreimeterbrett in Kauf nahmen.

Ich dagegen plantschte zufrieden in einer geschützten Ecke vor mich hin und erfreute meine geduldige Lehrerin damit, dass ich jede Woche mit einem Zug mehr das Nichtschwimmerbecken durchpflügen konnte.

Ich hatte mir zuvor -unter Berücksichtigung der unterrichtsfreien Zeiten- natürlich ausgerechnet, dass ich mit diesem Lerntempo bis zum Ende unseres einzigen Schuljahres mit Schwimmunterricht so gerade eben nicht die Voraussetzungen für den Erwerb der Freischwimmer-Qualifikation erreichen würde, die immerhin noch einen Sprung vom Einmeterbrett erforderte, und somit für mich völlig indiskutabel war. Dafür war ich auch bereit, auf das neckische blau-weiße Abzeichen mit der Welle zu verzichten, das die Mütter sportlich ambitionierterer Kinder stolz auf die Badeanzüge und -hosen ihres Nachwuchses nähen durften. (...)

Jan

„Liebe Pia, für Ihr zukünftiges Leben wünsche ich Ihnen, dass Ihre Träume in Erfüllung gehen!

Ihr H. Jansen“

Ich halte inne, lese noch einmal. H. Jansen, das war Hinnerk Jansen, unser Mathematik-, Physik-, Chemie- und vor allem Klassenlehrer in der Oberstufe gewesen, den alle nur den „Jan“ genannt hatten.

Ein merkwürdiges Gefühl nimmt von mir Besitz, das ich mir nicht erklären kann.